Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaufürsten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Staatspostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst dem illustr. Witzblatt „ULK“, der „Deutschen Reichsadler“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ beträgt vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblatt 25 Pf. Extra-Bestellgebühr pro Monat); für das Ausland direct pr. Kreuzband 14 M. pro Quartal. — Inserate 1 Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie bei Filialen Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 75. **Berlin, Mittwoch, den 11. Februar 1885.** **XIV. Jahrgang.**

Die Kornzolldebatte im Reichstage.

In der Militärgeschichte der Völker werden diejenigen Beispiele hochmuthiger Tapferkeit rühmend hervorgehoben, in welchen verschwindend kleine Häuflein dem Ansturm überlegener Massen bis zum letzten Athemzuge Widerstand leisteten. Wenn auch die tapferen Streiter endlich der Uebermacht unterlagen, wenn auch kein äußerlich greifbarer Erfolg den Muth und die Anstrengung der Besiegten belohnte, unmüß ist ihr Thun und ihr Leiden dennoch nicht gewesen. Der Sieger hat sich so zu sagen zu Tode gesiegt, er ist gleichfalls erschöpft. In der parlamentarischen Geschichte der modernen Völker trifft man ebenfalls Beispiele solchen unbeugsamen Muthes an, wo der Gegner trotz der Aussichtslosigkeit seiner Arbeiten dennoch nicht ermüdete und den Kampf bis zum letzten Augenblick, ohne Rücksicht auf den zweifellos unglücklichen Ausgang, fortführte. Unser Häuflein Deutschfreisinniger befindet sich dermalen in solch einer wenig beneidenswerthen Lage. Der Ausgang der Angelegenheit ist schon im Voraus so gut wie besiegelt. Die machthabenden Parteien sind entschlossen, die vorgeschlagenen Getreidezollerhöhungen durchzusetzen. Man bestreitet auch gar nicht die Verwerflichkeit dieser Steuer an sich; man behauptet nicht mehr wie ehedem, daß das Ausland allein den Zoll trage; man giebt vielmehr bereits zu, wie das der Herr Minister Lucius gestern ausdrücklich that, daß ein Theil der Zollerhöhung sich in den Getreidepreissteigerungen darstelle. Allein man will diese theilweise Vertheuerung der Volksernährung, um die Landerträgnisse zu erhöhen; obwohl man ruhig und kaltblütig — um nicht mehr zu sagen — in demselben Athem es ausspricht, daß man selbst mit den neuen Zollerhöhungen auf Getreide der Noth der Landwirthschaft ein Ende nicht machen wird.

Solch einer Situation gegenüber nicht muthlos werden, ist an sich schon ein großes moralisches Verdienst. Und dies große moralische Verdienst hat sich die deutschfreisinnige Partei schon dadurch erworben, daß sie überhaupt nur den Kampf gegen die übermächtige und übermüthige Rechte aufnahm. Herr Rickert stand wirklich unverzagt in der Bresche. Es soll ihm unvergessen bleiben, wie muthig er gestritten, wenngleich es ihm nicht möglich war, neue Beweise beizubringen, um die Verwerflichkeit einer Steuer auf das unentbehrlichste Volksnahrungsmittel darzuthun. Die Beweismittel sind eben erschöpft, und zu überzeugen ist in der That in diesem Augenblick kein Mensch mehr. Aber es machte doch einen gewissen Eindruck, als Herr Rickert hervorhob, daß der wirkliche Erfolg, den die in Aussicht genommenen Zollerhöhungen auf Getreide mit Nothwendigkeit haben würden, nicht sowohl finanzieller, als vielmehr sozialer Natur sein würde. Die Sozialdemokratie würde die Früchte dieser Getreidezollerhöhung ernten; denn diese Maßregel gebe ihr eine Waffe in die Hand von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Wenn also die Gegner dieser Zollpolitik vor Allem danach strebten, das Volk mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln über die wahre Natur dieser Zollerhöhung aufzuklären, so seien sie keineswegs als „Volksaufwiegler“ zu brandmarken, wie das eine gewisse regierungsfreundliche Presse zu thun pflege, vielmehr handelten sie im Dienste der staatserhaltenden Ideen. Die Gegner der jetzigen Zoll- und Wirthschaftspolitik vertreten gerade diejenigen Grundsätze, durch deren Befolgung es dem kleinen Preußen möglich geworden, nach und nach an die Spitze Deutschlands sich zu stellen und die staunenswerthen Kraftentfaltungen der Jahre 66 und 70 zu leisten.

Herr Rickert verhehlte sich natürlich nicht einen Augenblick, daß all seine Bemühungen hoffnungslos seien; vielmehr kündigte er an, daß unmittelbar nach der Entscheidung über die vorliegende Frage durch die Abstimmung im Reichstage, die deutschfreisinnige Partei daran gehen werde, eine neue Organisation zu schaffen, um den Kampf gegen diese verwerfliche Steuer in die Massen selbst zu tragen. Sei erst die Erkenntniß Allgemeingut des Volks geworden, daß die Steuer in Wahrheit nur einem verschwindenden Bruchtheil von Großgrundbesitzern zu Gute komme, dann sei auch der Tag nicht mehr fern, an welchem die ganze konservative Herrlichkeit und das ganze gegenwärtige Wirthschaftssystem zusammenbrechen müsse.

Der Wortführer der Konservativen Herr Dr. Frege vertrat in jedem Stück die Regierungsvorlage und zwar mit einer Begeisterung, einer Gefühlswärme, als handelte es sich hierbei um die edelste Gabe, welche eine Regierung einem Volke überhaupt darzubringen vermöchte. Herr Frege sah in dieser Zollvorlage den Ausdruck eines allgemeinen, gleichen Rechtes, denn nicht blos die Landwirthschaft, sondern auch die Industrie, und namentlich die Webebetriebe würden durch die neuen Zölle geschützt und so in den Stand gesetzt, in den Wettbewerb mit den übrigen Weltmächten einzutreten.

In einer gewissen resignirten Stimmung befand sich Herr Holtzmann, welcher die freihändlerisch-gesinnte Seele unter den Nationalen zum Ausdruck brachte. Seiner vielen Worte kurzer und guter Sinn ließ sich dahin zusammenfassen, daß die vorgeschlagenen Steuern weder erforderlich noch nützlich seien für Diejenigen, zu deren Gunsten sie angeblich eingeführt werden sollten. In Anbetracht der großen Wichtigkeit aber, welche diese neue Zollvorlage für das ganze Volk hätte, erklärte er die Ueberweisung an eine Kommission, wie es auch schon Herr Rickert verlangt hatte, für unbedingt geboten.

Der Herr Reichskanzler, der unmittelbar nach dem nationalliberalen Redner in die Debatte eintrat, hatte seinen recht unglücklichen parlamentarischen Tag. Er sprach weder anregend, noch erregend — und diese Neutralität in seiner Rede war noch verhältnißmäßig das Beste an ihr. Bemerkenswerth war eigentlich nur die Auffassung von der Wirkung der Holzzölle auf forst- und landwirthschaftliche Arbeit. Es komme, so meinte er, bei den Holzzöllen keineswegs in erster Linie auf die Erhöhung der Waldrente an, obwohl auch nach dieser Richtung hin ein Erfolg sich bemerkbar machen werde, als vielmehr darauf, daß man für die Verrichtung gewisser Roharbeiten an den eingeführten Holzmassen durch heimische Arbeiter sorge. Dies sei der eigentliche Zweck und der eigentliche Sinn der Holzzölle. Die fremden Hölzer sollten eben im Lande durch unsere Arbeiter dem Gebrauch zugeführt werden. Bei der Erörterung des Getreidezolles hielt sich der Reichskanzler innerhalb des von ihm schon unzählige Male durchmessenen Gedankenkreislaufes. Das Ausland bezahlt nun einmal den Zoll — so will es die neumodische Auffassung, und wer ihr entgegentritt, ist ein Unwissender, ein Böswilliger, ein Reichsfeind. Darauf läuft die Rede des Kanzlers so ungefähr hinaus. Aber selbst wenn die Zölle die Kornpreise steigerten, so wäre dies noch lange kein Grund, um die Zölle zu verwerfen, denn es sei doch ganz gewiß nicht zu bezweifeln, daß die Länder mit den niedrigsten Kornpreisen nicht immer die glücklichsten und wohlhabendsten seien. Auf die prinzipielle und finanzielle Seite erklärte der Kanzler der vorgerückten Zeit wegen nicht mehr eingehen zu können, nur so viel müsse er aussprechen, daß die Regierung mit dieser Vorlage den breitesten Bevölkerungsschichten — und das seien die Ackerbauer — helfen wolle, und er begreife deshalb eigentlich nicht, wie die Gegner der Vorlage gerade hierbei das Recht der Mehrheit nicht anerkennen wollten. Sonst entschiede man doch Alles nach der Majorität.

Nach einer sehr eindringlichen Rede des Herrn v. Schalscha, der sich zuletzt zu dem allgemeinsten freudigen Erstaunen als einen gemäßigten Freihändler selbst bekannte, wurde die Berathung auf Mittwoch ausgesetzt.

Politische Tagesübersicht.

Die Widersprüche der Regierung.

* Die Motive zur Zollvorlage scheinen in dem Vertrauen darauf abgefaßt zu sein: Wer Vieles bringt, wird Allen Etwas bringen. Namentlich die Begründung der Erhöhung der Getreidezölle ist in dieser Hinsicht eine wahre Musterleistung, obgleich sie auf fünf bis sechs Druckseiten abgethan wird. Als Zweck der Zollerhöhung wird der bezeichnet: „Den Preis des Getreides auf dem Niveau zu erhalten, welches er bei gleichen Ernteergebnissen vor der Einführung des Zolles (1. Januar 1880) erreichte.“ (Seite

Fürstin Napraxine.

Roman in 3 Bänden von Ouida.

[20 Fortsetzung.]

Die Kinder und ihre Gouvernanten kamen in diesem Augenblick näher heran und der Herzog wandte sich einigermaßen in Hast von Yseulte ab.

„Lassen Sie diese Gänse den Schmuck, den ich Ihnen gegeben, nicht sehen“, sagte er schnell und meinte mit diesem Ausdruck die belehrten Damen, denen die Erziehung seiner Töchter oblag. Wenn Cri-Cri“ ihn aber bei Ihnen sieht, dann sagen Sie ihr natürlich, woher Sie ihn haben.“

Yseulte sah ihn, erstaunt über diese Weisung, verwundert an, daß gewohnt wie sie war, den Befehlen Anderer ohne Widerrede zu gehorchen, steckte sie ihr Geschenk, als die Kinder sich näherten, in ihre Tasche, während der Herzog, sich eine Cigarre anzündend, sich mit einem paar spaßig sein sollender Worte umdrehte.

„Was hat Papa von Dir gewollt, Yseulte?“ riefen die beiden kleinen Schwestern in einem Athem.

Es waren hübsche Kinder mit dichtem, aufgelösten, fliegenden Haar und kecken, trotzigen Gesichtchen, in koketten, kurzen, kaum bis zum Knie reichenden Matrosenkostümen. Blanchette war blond, Toinon etwas dunkler und frischer. Blanchette war die schlauere, ältere von beiden, fast möchte man sagen, für ihre zehn Jahre durchtrieben, ein Kind, das nur für Staat und Putz und für Klatsch, den sie erlauschen und gelegentlich anbringen konnte, Sinn hatte, während Toinon, die widerspänstigere und ungenügenere von beiden, sich gleichwohl noch etwas von einem kindlichen Gemüthe erhalten hatte.

Zwischen ihnen und Yseulte von Valogne, ihrer Cousine, lag eine tiefe Kluft, die Kluft, in die so viel von der Welt Sitte, Anstand und Unschuld gefallen und über die die ganze moderne Gesellschaft, unbekümmert um das, was sie dabei verliert, so leicht hinwegtanzt.

„Was hat Papa von Dir gewollt, Yseulte?“ riefen Blanchette und Toinon in einem Athem, die Augen neugierig und in Argwohn aufgerissen.

Yseulte zögerte; sie wußte nicht, was sie sagen sollte, und eine Art Beklommenheit bemächtigte sich ihrer bei dem Gedanken an ihr Geschenk und an das Geheimniß, das sie zu bewahren und zu verschweigen hatte.

„Er — er sagte zu mir, daß ich neulich Abend dort drüben auch mit eingeladen gewesen sei,“ hob sie endlich an, nach den Bäumen von St. Pharamund hinüberblickend, „aber man hielt mich noch nicht für erwachsen genug,“ fügte sie mit einem unbewußten Seufzer hinzu.

Blanchette hob ihr zartes Näschen in die Luft.

„Grande niganda, va!“ sagte sie verächtlich, „aus Dir wird nie etwas Vernünftiges werden! Wenn ich so alt bin wie Du, muß ich längst an einen Kronprinzen verheirathet sein und alle Theater besuchen und jede Zeitung lesen dürfen.“

Und dabei fielen die Kinder über sie her, sich mit allerhand Pantomimen über sie lustig machend.

Mit Mühe und Noth gelang es ihr endlich, den kleinen Quälgeistern zu entrinnen, worauf sie, die Einsamkeit suchend, die idyllischen an das Meer hinunterführenden Pfade des Parkes einschlug, von denen aus ein Blick auf die zugemachten Fenster der Villa von Millo ihr zeigte, daß ihre Base und ihre Gäste noch nicht von dem Cotillon ausgeschlafen, der gestern die Gesellschaft bei Othmar geschlossen.

Als sie sich endlich abseits genug und ganz allein fühlte, nahm sie ihr Perlenmedaillon hervor und betrachtete es halb mit kindlicher Freude, halb mit weiblichem Gefallen am Glanz und am Staat. Die Freundlichkeit ihres Vetters de Vannes überwältigte sie. Er hatte bisher dann und wann, wenn sie ihm in den Weg getreten, ein kurzes launiges Wort mit ihr gesprochen, aber sie weiter nicht beachtet, ebenso wie er Blanchette und Toinon weiter nicht zu beachten pflegte. Sie wußte von ihm, daß er in Paris ein großer, tonangebender Herr und in seinem Schlosse Bois-le-Roy — allen Revolutionen zum Trotz — ein kleiner König war. Und dieser große Herr hatte ihrer so freundlich gedacht, daß er ihr ein Geschenk verehrte. Sie konnte es fast nicht glauben.

Sie saß in einer kleinen, das Meer überragenden Magnolienlaube, sah den Sonnenschein auf ihrer Perlentaube und fragte sich, ob sie es auch zu tragen wagen dürfte. Würde ihr die Herzogin dies auch erlauben? Und eins gab ihr bei dem Geschenke zu denken: seine Aufforderung, darüber Schweigen zu bewahren, sowie der Blick seiner Augen, mit dem er zu ihr gesagt: „Du wirst einst schmuck werden, mein Mädchen,“ ein Blick, der sie, so unschuldigen Sinnes sie war, mit einem unbestimmten Unbehagen erfüllte. Es war der erste Blick sinnlicher Bewunderung, der auf ihr geruht.

„Oho, Sie zählen wohl Ihre Juwelen, mein gnädiges Fräulein?“ ließ sich da hinter ihr die Stimme Othmars hören, der, ohne im Geringsten ihrer gedacht zu haben, von dem kleinen ebenso zu Sankt Pharamund wie zu Millo gehörigen Hafen herkam, wo er gebadet, und jetzt im Begriff stand, nach Hause zurückzukehren, als er des jungen Mädchens unter den Magnolien ansichtig wurde.

Yseulte erröthete, sprang auf, das Medaillon fiel ihr bei seiner Stimme aus den Händen, und Othmar bückte sich und hob es auf.

„Welch ein glückliches Juwel, so lange Ihre Gedanken zu fesseln,“ sagte er dabei. „Wohl eine Viertelstunde schon ich Ihnen schon so zu, und keinen Blick verwandten Sie von Ihrem Kleinod.“

„Mein Vetter, der Herzog von Vannes beschenkte mich mit ihm soeben,“ gab sie einfach zur Antwort.

„Wie, was? De Vannes?“ wiederholte Othmar erstaunt, „ihm traute ich es fast nicht zu, soviel Geschmack in der Wahl seiner Geschenke und derer, die er beschenkt, zu haben. Es ist ein schöner Schmuck,“ fügte er hinzu, ihren Blick der Angst und Verwirrung gewahrend. „Die Taube darauf ist wundervoll gelungen; sie wird, ich will es hoffen, das Symbol des Friedens sein, der nie von Ihnen weichen mag.“

Sie antwortete nicht, ihre scharfe Auffassungsgabe ließ sie die Satire aus seinem Glückwunsch herausfühlen und merken, daß er aus irgend einem Grund über das Geschenk, das sie erhalten, seine Hintergedanken hatte.

„Ich habe nie etwas geschenkt bekommen,“ begann sie nach einer Weile schlicht, „daher ist meine Freude aufrichtig; weniger um des Geschenkes willen — —“

„Als um der Sympathie willen, die es bezeugt. Oh, ich verstehe,“ unterbrach sie Othmar, aber innerlich dachte er: „Ei sieh, diesen „gouailleur“, diesen de Vannes! Selbst dieses unverdorbene Kind ist ihm nicht heilig!“